

KAPITEL 1: DIE SCHLEUSE

Zwei Dinge standen für Dr. phil. habil. Konstantin Freundel außer Zweifel: Die Existenz der Welt war erstaunlich, und er hatte einen geilen Arsch. Letzteres war ihm von seinen zahlreichen Kundinnen im Lauf der Jahre wiederholt bestätigt worden, und obwohl sein vierzigster Geburtstag bereits hinter ihm lag, hatte das Alter auf dem gepriesenen Körperteil noch keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Was die Existenz der Welt betraf, so bestand immerhin die naheliegende Alternative in der Existenz von überhaupt nichts. Während das Wasser auf seine Schultern niederprasselte und von dort gegen die Wände der Duschkabine spritzte, versuchte Freundel, das Problem genauer zu fassen. Insbesondere erschien es rätselhaft, dass eine so ungeheure Vielzahl verschiedenartiger Dinge existierte. Nicht allein gab es die endlose Anhäufung von Sternen und Galaxien, die in den stummen Weiten des Universums ihre namenlosen Formationen bildeten. Auch seine Wohnung enthielt zum Beispiel etliche tausend unterschiedlich geformte und gefärbte Gegenstände. Hinzu kam noch der Klang der Kirchturmglöckchen im Hintergrund, der ätherische Geruch des Kastanienshampoos, das aus seinem Haar tropfte, und das Brennen des immer heißer werdenden Wasserstrahls auf seiner Haut.

Die Existenz der Welt war nur eines der Probleme, die Freundel beschäftigten. Ein anderes war die prekäre Frage, ob er nicht gerade Gefahr lief, die unerwarteten Zukunftsaussichten, die sich ihm an der Universität eröffneten, in fatalem Leichtsinn zu verspielen. Während er sich bemühte, die Temperatur des Wasserstrahls zu regulieren, senkte sich diese Befürchtung in seine Magengrube wie ein zu Boden gelassener Boxersack. Er dachte an die fremde Frau, die am Telefon ihre Wünsche angegeben hatte. Warum nur musste er ausgerechnet zum jetzigen Zeitpunkt ein so enormes Risiko eingehen? Ohnehin würde sein Doppelleben ab dem heutigen Tag eine radikalere, kompromisslosere Form annehmen als in all den Jahren zuvor. All dies würde

ihm weitaus mehr Disziplin und Organisationsfähigkeit, aber auch wesentlich mehr Achtsamkeit abverlangen als in der Vergangenheit. Da wäre es schon vernünftiger gewesen, Zurückhaltung zu üben. Und erst einmal abzuwarten, wie die Dinge sich entwickeln.

„Wären Sie imstande, mich mit dem Mund zu verlustieren?“, hatte sich die Frau am Telefon erkundigt, deren Stimme anfangs ein wenig nervös klang und auf ein mittleres Alter hindeutete. „An meinem Schatzkästchen, meine ich. Sind Sie darin versiert?“

Konnte man das so sagen? Jemanden verlustieren? Es hieß doch: *Sich* verlustieren. Ein reflexives Verb.

„Selbstverständlich“, hatte er routiniert geantwortet. „Das gehört zu meinem Programm. Oder auch eine schöne manuelle Massage. Was immer Sie scharf macht.“

„Ich meine eine richtige Symphonie. Nicht nur ein bisschen mit der Zunge trällern.“

„Ich verstehe, was Sie meinen.“

„Und das Foto ist ein Originalfoto?“

„Klar.“

„Sieht ja O.K. aus. Mir gefällt nur nicht, dass man die Augen nicht sieht.“

„Meine Augen sind grün. Aber ich lege Wert auf Diskretion. Deshalb zeige ich nicht alles. Sollte Ihnen jedoch mein Gesicht nicht gefallen, brauchen Sie mir lediglich die Anfahrtskosten zu begleichen. Das handhabe ich beim ersten Treffen immer so.“

Freundel reckte Renés Gesicht nach oben, kniff die Augen zusammen und ließ das warme Wasser durch seinen Mund laufen. Er fühlte sich wankelmütig und schwach. Gemessen an dem eher bescheidenen Zusatzverdienst, der ihm winkte, stand eigentlich zu viel auf dem Spiel. Mit Macht presste er den Rest des qualligen Duschgels aus der Flasche, um sich die Achselhöhlen einzuseifen. Eines war klar: Unter keinen Umständen durfte er zum gegen-

wärtigen Zeitpunkt von dem Prinzip abrücken, seinen beiden Professionen an geographisch getrennten Orten nachzugehen. Allerdings hatte seine Gesprächspartnerin zu Beginn des Telefonats erwähnt, sie wohne in einem Taunus-Vorort. Der liege ein erhebliches Stück vom Stadtkern entfernt. Aus diesem Grund suche sie jemanden, der auch Hausbesuche anbiete. Dadurch war ihm das Risiko, trotz anfänglicher Bedenken, einigermaßen kalkulierbar vorgekommen.

Natürlich hatte sie ihm bereits nach wenigen Sätzen die unvermeidliche Frage gestellt, was es mit der philosophischen Bildung auf sich habe, mit der er in seinem Inserat warb. Auch hier hatte Freundel seine Standardantwort parat.

„Es ist so: Ich sehe meine Dienstleistung nicht ausschließlich als sexuelles Angebot. Ich betrachte sie eher – wie soll ich sagen – als eine Form der ganzheitlichen Zuwendung. Und ich finde, das schließt eine interessante Unterhaltung unbedingt mit ein.“

„Und wieso gerade Philosophie?“

„Das ist eine Art Steckenpferd von mir. Ich spreche gerne über philosophische Themen.“

„Und damit kennen Sie sich aus?“

„Ich habe das studiert.“

„Aha ... Und was soll *ich* davon haben?“

Unerwartet schwere See. An die 6 Beaufort.

„Na, ja. ... Das Verlangen nach Klarheit. Kennen Sie das nicht? Dieses unbedingte Verlangen nach Klarheit.“

„Das kommt darauf an.“

„Zweifellos.“

Es entstand eine Pause. Derweil war in der Leitung ein gedämpftes Rattern zu vernehmen. Es klang, als mache sich ein Specht an einem Lederkoffer zu schaffen.

„Also“, unterbrach er das Schweigen. „Ich würde sagen: Wenn Sie ebenfalls Wert auf gute Gespräche legen und ab und zu die Neigung verspüren, den Geheimnissen des Lebens auf den Grund zu gehen, dürften Sie bei mir an der richtigen Adresse sein.“

„Ich muss zugeben, dass das Angebot seinen Reiz hat.“ Die Frau ließ ein verhaltenes Lachen erklingen, wirkte nun entspannter als zu Beginn des Gesprächs. „Aber das kostet sicher extra.“

„Nein. Der Preis für den gewöhnlichen Service liegt bei 100 Euro pro Stunde. Bei speziellen Sonderwünschen müssten wir eventuell über einen Aufschlag reden. Aber Gespräche kommen selbstverständlich gratis dazu.“

„Wirklich?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen bereitet, mit mir zu plaudern und wir beide ausreichend Zeit zur Verfügung haben, bleibe ich auch gerne länger bei Ihnen. Ohne dafür mehr zu berechnen.“

„Das klingt nett. Ich kann nicht behaupten, dass alle in Ihrem Gewerbe so kulant sind.“

„Mir sind Niveau und ein gutes persönliches Verhältnis wichtiger als exakte Buchführung. Und besonders beim ersten Kennenlernen achte ich darauf, dass kein störender Zeitdruck entsteht.“

„Sie hören sich wirklich sympathisch an. Ich würde Sie gerne treffen. Ich müsste mich nur ebenfalls auf Ihre Diskretion verlassen können.“

„Keine Sorge. Da können Sie mir vertrauen.“

„Was ist denn mit heute Abend? Hätten Sie da Zeit?“

Wie er im Lauf der Jahre gelernt hatte, kam es gerade bei der ersten Kontaktaufnahme darauf an, zeitlich möglichst flexibel zu erscheinen. Daher hatte er ohne längere Überlegung eingewilligt.

„Das ginge im Prinzip gut. Allerdings erst nach 20 Uhr. Das heißt, falls Sie nicht zu weit von der Innenstadt entfernt wohnen.“

„Können Sie raus zu mir nach Kronberg kommen?“

Die Frau klang nun zielstrebig. Allerdings war dies nicht weiter verwunderlich. Frauen, die so weit gingen, bei ihm anzurufen, besaßen in der Regel recht genaue Vorstellungen von dem, was sie wollten.

Freundel verließ die Dusche und trocknete sich ab. Durch das angelehnte Küchenfenster fiel das Licht der Abendsonne auf seine Beine. Die Kirchturmglöckchen hatten inzwischen zu läuten aufgehört. Dafür waren jetzt vom Hof her Kinderstimmen zu hören. Aus einer der Nachbarwohnungen stieg der Geruch von gekochtem Kohlrabi.

Die Duschkabine hatte der Vermieter damals neu in die Küche eingesetzt. Ein richtiges Bad gab es in der heruntergekommenen Altbauwohnung nicht. Lediglich eine schmale, mit einem gusseisernen Waschbecken ausgestattete Toilette. Er dachte daran, wie Susanne und er bei der Besichtigung der Wohnung feierlich durch die leeren Räume gewandert waren. Sie hatte sich als Erstes davon überzeugen müssen, dass nicht irgendwer aus dem gegenüberliegenden Haus durch das Küchenfenster in die Dusche spähen konnte. Susanne wohnte jetzt in einem anderen Viertel. Nur der Garfield-Aufkleber, der ihm auch heute wieder einen leichten Stich versetzte, prangte noch an der halbdurchsichtigen Schiebetür. An deren Innenseite rannen jetzt perlende Wassertropfen herab. Noten an endlos gedehnten Hälsen gleichend, die unaufhaltsam in den Abgrund einer tiefer und tiefer reichenden Basstonskala glitten.

Die Nasszelle mit ihren schmutziggblauen Kunststoffwänden hatte sich im Lauf der Jahre zu einer Art Schleuse seiner Doppelexistenz entwickelt. Er betrat sie jedes Mal, um sich für einen bevorstehenden Einsatz herzurichten, und kehrte nach getaner Arbeit in sie zurück, um sich von den Spuren seiner Tätigkeit reinzuwaschen. Manchmal kam es ihm so vor, als habe die Kabine zwei Ausgänge, von denen einer auf die Nord- und der andere auf die Südhemisphäre der Erde führte. Er machte sich nichts vor. Er hatte bereits einen handfesten Duschzwang entwickelt. Er benutzte die Dusche auch dann, wenn dies unter

hygienischen Gesichtspunkten überhaupt nicht erforderlich war. Sie half ihm einfach, die beiden Hälften seines Lebens voneinander zu unterscheiden.

Während er versuchte, sich auf den Text zu konzentrieren, den er in einer halben Stunde würde aufsagen müssen, musterte er sein Gesicht in dem halb erblindeten Oval des Spiegels, der an dem monströsen Dübel über der Küchenspüle hing. Sein bereits ergrautes, noch feuchtes Haar haftete an beiden Seiten des Schädels. Auf der Vorderseite der Halbglatze, die dazwischen bleckte, entdeckte er einen Mitesser. Er würde ihn später mit etwas Creme kaschieren. Ansonsten wirkte seine Haut für sein Alter noch tadellos. Der südländische Olivton entlockte Jutta Trierweiler regelmäßig unbeholfene poetische Worte. Auch seine Figur ließ nichts zu wünschen übrig. Und dies, obwohl er bisher darauf verzichtet hatte, ein Fitnessstudio zu besuchen, und obgleich er morgens gerne lesend und Kaffee schlürfend im Bett liegen blieb, während seine Fachkollegen im Laufschrift durch den Grüneburgpark trabten. Er musste an Dr. Keltberlet denken, dem er dort einmal kurz nach Sonnenaufgang bei der Rückkehr von einem nächtlichen Einsatz begegnet war. Dr. Keltberlet arbeitete als Oberassistent am Institut und ließ bei jeder Gelegenheit seinen Stolz darüber aufblitzen, bei Randmüller promoviert zu haben. Keuchend hatte er ihm erklärt, allein das morgendliche Joggen ver-setze ihn in die Lage, sein tägliches Arbeitspensum von bis zu zehn Stunden Lektüre- und Schreibearbeit ohne Effizienzverlust durchzuhalten. Freundel, der seinerseits ein mehrstündiges Arbeitspensum absolviert hatte, das ihm einen ordentlichen Batzen Geld bescherte, war froh, die sportliche Ertüchtigung in seine Tätigkeit integrieren zu können. Er fand, dass Dr. Keltberlet, aus dessen bambushellen Haarsträhnen schwerer, uranhaltiger Schweiß zu tropfen schien, in seinem leukoplastfarbenen Jogging-Anzug ähnlich unreal aussah wie eine Figur aus einem Zeichentrickfilm.

Bereits seit Tagen hatten die Blätter in den hohen Wipfeln der Westendalleen die Klimax ihrer zitrusgelben und granatapfelroten Leuchtkraft erreicht. Einige

von ihnen zeigten sich gar in goldfischfarbener Pracht. Umflutet vom Champagnerglanz der verblassenden Herbstsonne, lösten sie sich von den Ästen, um lautlos auf die Torpfosten, Mülltonnen und Trottoirs des Quartiers hernieder zu schweben. Freundel schritt durch den lauwarmen Oktoberabend und wählte eine mnemotechnisch günstige Route. Sie führte ihn in einem großräumigen Viereck um die jüdische Synagoge herum, vor deren Front die aus Beton gefertigten Schutzsperrn wie Wellenbrecher aus der Straße aufragten. Aus Erfahrung wusste er, dass er sich seinen wöchentlichen Einleitungsvortrag besonders gut einprägen konnte, wenn er ihn kurz vor Beginn der Veranstaltung noch einmal memorierte und dabei einen Weg beschritt, der ihm nicht vertraut war.

An der Ecke zur Friedrichstrasse tat sich linkerhand eine neue Umgebung auf. Ins Auge stach dort ein fünfgeschossiger Neubau. Seine Fassadenverkleidung bestand aus graubraunem Granulat. Es handelte sich um eine grobkörnige Beschichtung, die aussah, als habe jemand überdimensionales Vogelfutter zu einem speziellen Belag zusammengepresst. Das Anwesen war zwischen zwei stuckverzierte Gründerzeitbauten geklemmt und schien auf verschiedenen Etagen gleich mehrere Zahnarztpraxen zu beherbergen. Die charakteristischen Beleuchtungsgeräte mit ihren großen, beweglichen Schwenkarmen ließen sich von der Straße aus deutlich erkennen.

Freundel riss sich zusammen. *Meine Damen und Herren, liebe Studierenden! Ich möchte Sie herzlich zu dem diessemestrigen Hauptseminar begrüßen. Wir werden uns in den kommenden Monaten mit einem ganz und gar elementaren Problem beschäftigen. Mit der Frage nämlich, warum überhaupt eine Welt existiert und nicht vielmehr nichts. Diese Frage wird häufig auch als die Grundfrage der Metaphysik bezeichnet.*

Am Rand der gegenüberliegenden Straßenseite war, in einiger Entfernung, die Rückseite eines Möbelwagens zu erkennen. Eine der beiden Hecktüren stand offen. Auf dem Gehsteig zeichneten sich Umrisse eines senkrecht aufgerichteten Bettgestells sowie etlicher kleinerer Einrichtungsgegenstände ab.

In dieser Form wurde die Frage als erstes von Leibniz formuliert. Im 20. Jahrhundert war es dann vor allem Martin Heidegger, der sie wieder aufgegriffen hat.

Inzwischen hatte er sich dem Wagen ein Stück weiter genähert. Für einen Augenblick wurde er von der Melancholie des Umbruchs erfasst, die den aufgetürmten, ihrem alltäglichen Lebenszusammenhang entrissenen Möbelstücken anhaftete. Zu ihnen gehörten neben dem Bettgestell auch mehrere zusammengerollte Teppiche, zwei Stehlampen, ein Schubladenschrank sowie ein großer Cordsessel. Was ihm jedoch vor allem zusetzte, war der Anblick des gefräßigen Laderaums des Umzugswagens. Mit einem ähnlichen Kleintransporter der Marke Mercedes-Sprinter war auch Susanne damals, mit ihrem kompletten Hab und Gut, unwiederbringlich von dannen gezogen.

Wir werden im Lauf des Semesters nicht nur verschiedene mögliche Antworten auf die Frage kennenlernen, warum überhaupt Dinge existieren, sondern wir wollen auch den Sinn dieser Frage untersuchen. Entgegen dem ersten Anschein steht nämlich gar nicht fest, dass es sich bei ihr überhaupt um eine verständliche Frage handelt.

Die imposante Fassade des Poelzig-Baus mit ihrer Plattenverkleidung aus beigem Travertin wurde jetzt sichtbar. Insgesamt vier Fakultäten waren vor einigen Jahren in das herrschaftliche Gebäude übersiedelt. Damals hatte eine öffentliche Debatte darüber stattgefunden, ob die Universität eine Immobilie nutzen dürfe, von deren Räumlichkeiten aus die IG Farben während der NS-Zeit die Zyklon-B-Lieferungen in die Konzentrationslager organisiert hatte. Am Ende der Debatte stand der Beschluss, auf dem Universitätsgelände eine Erinnerungsstätte einzurichten und ein spezielles Forschungsinstitut unterzubringen, das sich mit der Aufarbeitung der Nazizeit beschäftigen sollte. Für das philosophische Institut bedeutete der Umzug auf jeden Fall einen Gewinn. Es hatte zuvor in einer unsäglichen Betonschachtel in der Nähe der Senckenberganlage seinen Sitz gehabt, deren abgetakeltes Erscheinungsbild in krassem Gegensatz zu seiner ruhmreichen Tradition stand.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite näherte sich eine hagere Gestalt, die ihm freundlich zuwinkte. Sie trug einen langen, zweireihig geknöpften Mantel, dessen Farbe an erkalteten Vanillepudding denken ließ. Als Freundel Professor Weesenberg erkannte, überquerte er die Straße. An der Bushaltestelle Grüneburgweg begrüßten sie einander per Handschlag. Wie üblich, hafteten die rotbraunen Haarsträhnen seines Gegenübers in eigenwillig schräg nach oben zulaufender Manier an dessen Schläfen. Die gesamte Frisur ähnelte dadurch dem windschiefen Reisigdach der Behausung eines Waldschrats.

„Ich grüße Sie, Herr Collega“, eröffnete der Professor das Gespräch. „Hatten Sie einen guten Start in das Semester?“

Sein Lächeln erinnerte an das Grinsen eines Erwachsenen, der einem artigen Kind ein Eis überreicht. Der gönnerhafte Habitus entsprach genau der Situation. Während Manfred Weesenberg als langjähriger Ordinarius und aktueller Dekan des Fachbereichs in jeder Hinsicht überlegen im institutionellen Sattel thronte, war Freundel von der ortsansässigen Professorenriege die gnädige Chance erteilt worden, sein Können im Rahmen einer zweisemestrigen Lehrstuhlvertretung unter Beweis zu stellen.

„Ich beginne erst heute Abend“, antwortete Freundel und stellte seine schmale, aus kirschrotem Segeltuchstoff gefertigte Aktentasche zwischen den Beinen ab. „Ich bin gerade auf dem Weg zu meinem Seminar.“

„Bei mir ging es schon am Montagmorgen los. Erschrecken Sie nicht, wenn es rappellvoll wird. In den Veranstaltungen treiben sich wieder ärgerlich viele Studienanfänger herum.“

„Ach ja.“

„Es ist jedes Mal dasselbe zu Semesterbeginn. Lauter orientierungslose Leute. Die meisten der neuen Gesichter verschwinden nach einigen Wochen wieder von der Bildfläche.“

„Das läuft in Mainz nicht anders.“

„Übrigens hat das Thema Ihrer Vorlesung meine Neugierde geweckt“, sagte Weesenberg und machte einen halben Schritt auf ihn zu. „Ich teile Ihre These, dass die Möglichkeit einer zeitgenössischen Metaphysik viel zu wenig diskutiert wird. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mich gelegentlich unter Ihr Publikum mische, sobald das Semester in die Gänge gekommen ist?“

Die Vorstellung machte Freundel nervös.

„Im Gegenteil. Das würde mich sehr freuen. Es ist allerdings so, dass ich in der Vorlesung Gedanken ausprobieren, die einen sehr vorläufigen Charakter haben. Manches von dem, was ich ausführe, ist noch ziemlich unausgegoren.“

„Da kommt gerade mein Bus“, rief Weesenberg und reichte ihm erneut die Hand. „Ich schaue im Lauf der Woche mal in Ihrem Büro vorbei.“

Das Seminar würde bereits in fünf Minuten beginnen, und Freundel musste sich sputen. Als er das repräsentative Eingangsportale des Gebäudes passiert hatte und die mächtigen Stufen der geschwungenen Marmortreppe emporstieg, keimte Stolz in ihm auf. Den Rest seines Einleitungsvortrags würde er ohne Schwierigkeiten frei improvisieren.